

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

112 (14.5.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 35

Inhalt der Nr. 35:

Ein Streik in der Pampa. — Mersei. — Für unsere Frauen.

„Jede Revolution löst die alte Gesellschaft auf, insofern ist sie sozial. Jede Revolution stürzt die alte Gewalt, insofern ist sie politisch.“

Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückertungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Dort ging die Phrase über den Inhalt, hier geht der Inhalt über die Phrase hinaus.“

Karl Marx, „18. Brumaire“.

„Mit dem Gegensatz der Klassen im Innern der Nation fällt die feindliche Stellung der Nationen gegeneinander. Sind im Laufe der Entwicklung die Klassenunterschiede verschwunden und ist alle Produktion in den Händen der assoziierten Individuen konzentriert, so verliert die öffentliche Gewalt den politischen Charakter. Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen. Wenn das Proletariat im Kampfe gegen die Bourgeoisie sich notwendig zur Klasse vereint, durch eine Revolution sich zur herrschenden Klasse macht und als herrschende Klasse gewalttätig die alten Produktionsverhältnisse aufhebt, so hebt es mit diesen Produktionsverhältnissen die Existenzbedingungen des Klassenkampfes, die Klassen überhaupt und damit seine eigene Herrschaft als Klasse auf. An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedeutung für die freie Entwicklung aller ist.“ Kommu n i s t. Manifest 1847.

Ein Streik in der Pampa.

Skizze aus dem argentinischen Arbeiterleben.

Von Leo Kollisch.

Ich war wieder einmal blank. Ganz blank, trotzdem ich erst vor kaum acht Tagen mit schweren vierhundert Pesos nach Buenos-Aires zurückgekommen war. Zwei lange Monate hatte ich in der Weizenrente geschunden, hatte auf der Nähmaschine gefesselt und auf dem Garbenbinden, hatte im glühenden Sonnenbrand des südamerikanischen Dezembers die Garben zusammengekehrt und sie mit türmen helfen in den haushohen „Pilas“, den Miesenschubern, mit denen sich dann später die Klaven der Drechsmaschinen herumschlagen mußten. Und als wir dann fertig waren mit den sechsundert Hektar, die der Farmer unter Weizen stehen hatte, da war nichts mehr in uns, als das Bedürfnis, die Bier nach Feiertagen. In der argentinischen Ernte gibts weder Sonn- noch Feiertag. Das Weihnachtsfest z. B., das in die Ernte fällt, wird nicht gefeiert, trotzdem Argentinien ein sehr katholisches Land ist. Verdienen ist überall wichtiger.

Der Patron wollte mich damals als Jahresknecht dingen: vierhundert Pesos, alles frei und fünf Prozent von der Ernte. Und ich wäre vielleicht geblieben, wenn mein Freund Charlie, der Nordamerikaner, mitgetan hätte. Aber der wollte nicht und so waren wir beide, unsere Ecker in der Tasche, nach der nächsten Station geritten. Naich genug war er eingelöst und auch das Verklopfen der Pferde dauerte nicht allzulange. Und dann ging's fort, unserem Buenos-Aires entgegen. Am Abend desselben Tages kamen wir an, verwildert, schwarzgebrannt und abgeriffen wie immer, mit der Linebra, dem Reissack auf dem Rücken. Verdächtig genug haben wir aus. Und doch empfing uns Senor Knöpfle, der menschendünigke Besitzer des Hotel Deutscher Bund in der Paseo de Ruloa, voll aufrichtiger Hochachtung. Kamplente haben immer Geld wie Heu und wir waren alte, treue Knöpfle.

Aufs Meßere gab der liebe Knöpfle überhaupt nicht mehr viel; er hatte mit den Geschneideln schon zu viel schmerzhaft Erfahrungen gemacht. Uebrigens haben wir ja zwei Stunden nach unserer Ankunft schon ganz anders aus. Die struppige Pracht unserer Haarwälder war gefallen und die braunroten Gesichter leuchteten frischrauert aus dem roten Hemd heraus; auch die Kleidung war bedeutend zivilisierter, wenn auch (worauf wir uns ja etwas einbildeten) durchaus nicht europäisch. Und nun gingen wir Buenos-Aires erobern, mit unseren vierhundert Papierpesos im Sack.

Wie ich also anfangs meiner Geschichte bemerkte, ich war wieder blank. Caramba, nun wars Zeit, wieder loszugehen!

Charlie wollte an eine Drechsmaschine und versprach sich und mir goldene Berge davon. Aber ich kannte den Zauber ja auch schon so ziemlich: die goldenen Berge haben Farmer, Drechsmaschinenbesitzer und Maschinist. Die Arbeiter häufen sie bloß.

Der Dickhädel ließ sich aber von seinen Vorsätzen ebenso wenig abbringen, als ich von den meinen. Und so trennten sich wieder einmal unsere Wege.

Ich stand wenige Tage später als Oberbauarbeiter wieder in der Pampa, an einem Schienenstrang der F. C. S. (Südbahn) unter einem Haufen Italiener und Spanier. Um drei Pesos 53 Centavos (Abzug fürs Essen 53 Centavos) täglich schwangen wir mehr oder minder fleißig Hade und Schaufel, um auf eine Länge von mehr als 100 Kilometer Schienen und Schwellen auszumehseln. Die nächste Station war an vier Leguas (20 Kilometer) von unserem Lager entfernt. Und diese Station, ich glaube sie hieß Bonifaci, wies außer den Bahngeländen nur noch einen „Almacén“ auf, einen jener Kamppläden, in denen man alles bekommt, was in Wildwest nur zu erlangen ist. So war ich wieder einmal in meiner Pampa, wo sie am ödesten ist.

Die Arbeit konnte nicht gerade schwer genannt werden. Die Schienen aufreißen, die alten aufkeimenden Schwellen abheben und durch neue aus Eisenholz erriechen, sodann die neuen Schienen aufnageln und nivellieren, das war alles. Ueberanstrengen brauchte sich der Einzelne nicht gerade; zu jedem schwereren Handgriffe sahten wohl drei oder vier Leute mehr an, als anderswo, etwa in Nordamerika, üblich ist. Und jegliche Sanierung vollzog sich unter stetem Kommandieren und aufgeregtem Hin- und Herlaufen: südliche Art.

Die Kapataze (Vorarbeiter) schienen mir erst nicht schlimmer zu sein, als alle die anderen, die ich auf meinen Irrfahrten kennen gelernt hatte. Sie trieben wohl von Zeit zu Zeit an, aber das war nicht so ernst gemeint. Hätte auch wenig Zweck gehabt. Einmal waren unter uns genug von jener Sorte, die sich nicht alles bieten lassen. Und dann mußte auch ohne Antreiben eine gewisse Strecke täglich fertig werden. Einmal nur am Tage passierte ein Zug diese Linie, das war vormittags. Vor seiner Durchfahrt mußten schon sämtliche Schienen gelockert sein. Dann fuhr der Zug langsam durch und nun erst wurden die Schienen abgeriffen. Abends wenn die Sonne gesunken war, mußte alles in Ordnung sein für den Nachtzug.

Soweit hätten wir also zufrieden sein können, denn auch unsere Zelte waren nicht schlecht, ziemlich neu und rein und auch reichlich genug berechnet, so daß wir bloß drei in einem Zelte wohnen brauchten. Jedoch, das „Aber“ fehlte auch hier nicht; und es traf uns alle an einer Stelle, die wohl am allerempfindlichsten ist. Am Magen.

Es ist klar, daß man für dreißig Centavos täglich keine fürstliche Mahlzeit haben kann. Das zu verlangen, wäre wohl auch keinem von uns eingefallen. Aber im ersten Fleiß- und Weizenlande der Welt will man doch nicht Hunger leiden. Das tut in Argentinien nicht einmal der Aktorante, der Landstreicher. Die Bahngesellschaften überlassen die Verpflegung der Erdarbeiter den Kapatazen,

rungenschaft der Demokraten war, die diese ihrer vormärzlichen Entscheidung verdankten. Dabei muß auch erwähnt werden, daß der Regierungskommissär und Landtagsabgeordneter Ludwig Winter, als eine ideale Lebensaufgabe das Zustandekommen des Werkes betrachtet hat, das von ihm seit 1819 gefördert worden war. Dieser fernsichtige Mann hat damals schon mit Verständnis für die soziale Entwicklung vorausgesehen, daß der Unterschied von Orts- und Stadtbürger aufgehoben werden muß, als Folge der aufkommenden Freizügigkeit und Gewerbefreiheit.

Auf dem Wege des Kompromisses mit Regierung und Pairskammer blieb aber manches demokratische Prinzip auf der Strecke. War doch selbst Karl v. Rotteck ein Befürworter des Zensus, für welchen der angehene Volksmann mit 18 anderen Kammermitgliedern gegen 98 stimmte, „im Interesse der Demokratie und des demokratischen Prinzips“, wie er sich ausdrückte:

„Wenn wir den Zensus nicht einführen, haben wir alsdann dem Armen ein größeres Recht, einen größeren Einfluß auf die Wahl gegeben? Nein, dem Reichen; denn nach der Natur der Dinge ist der Arme dem Einfluß des Reichen preisgegeben.“

Der Berichterstatter Mittermaier feierte die Freiheit des gemeinbürgerlichen Lebens als die Vorstufe des konstitutionellen:

„Nur Freiheit ist die Luft, in welcher die Kraft wächst, weil Selbstvertrauen die Brust schwellt und wie vor der wahren Freiheit die Freiheit sich verbergen muß, so wird vor dem edlen Korporationsgeist (dem Gemeinfinn) das Spiehbürgertum verschwinden.“

Der gefallene Zensus wurde bereits nach zwei Jahren von der Regierung wieder beantragt; es erfolgte aber 1837 eine Klasseneinteilung der wahlberechtigten Bürger nach der Sechstelung, wie Baden sie heute noch für das Wahlrecht der Einwohnergemeinde in Verbindung mit dem Proporz besitzt. Die Klasseneinteilung geschah damals, wie ein Bericht besagt, „im Sinne einer Verhärkung des Einflusses der Höher- und Mittelbesteuerten gegenüber den Niederbesteuerten.“

Vom Wahlrecht der Frauen war keine Rede, auch nicht unter den Demokraten. Wichen diese doch, um das Gemeinwohl nicht zu gefährden, dessen Uebertragung auf unfähige Juden aus. Bei der Schaffung der Einwohnergemeinde und der Städteordnung 1874 spielte die Abstufung in ihren Variationen die Rolle des Zensus. Vom Frauenwahlrecht war wieder nicht die Rede. In einer sozialdemokratischen Bewegung waren damals in Baden erst schwache Ansätze vorhanden. Im Landtag trat die sozialdemokratische Fraktion zuerst 1903 mit einem Wahlrechtsantrag hervor, dessen Forderungen lauteten:

1. Die Wahl der Stadtverordneten und Stadträte ist ein geheime, gleiche und direkte unter Anwendung des Proporzionalwahlrechts.

2. Die Wahl des Oberbürgermeisters und der Bürgermeister erfolgt in direkter, gleicher und geheimer Abstimmung.

Im Jahre 1906 kam die Forderung des Frauenwahlrechts vor die zweite badische Kammer. Die sozialdemokratische Fraktion beantragte eine Gesetzesvorlage zur Revision der Städteordnung, die außer den beiden oben angeführten Forderungen vier weitere berücksichtigen sollte. Es wurde da verlangt: Wahlberechtigt ist jeder deutsche Ortsangehörige, der bis zum Tage der Wahl das 21. Lebensjahr vollendet hat. Die Kommission der zweiten Kammer lehnte den Antrag in allen Punkten ab. Im Landtag 1908/09 brachte ihn die sozialdemokratische Fraktion wieder ein und dehnte ihre Forderungen auch auf Abänderung der Gemeindeordnung aus. Auch diesmal wurde das Frauenwahlrecht in der Kommission und im Plenum begraben.

Für die Frauen bestand allerdings eine kleine Begünstigung. In den Kommunen, für die die Städteordnung galt, konnte vom Stadtrat eine Vertretung der Frauen in einzelnen Kommissionen (Armenrat, Schulkommission) ernannt werden. Im Gesetz von 1910 wurde die Vertretung obligatorisch gemacht, aber die Zahl der weiblichen Kommissionsmitglieder begrenzt. Das war der Erfolg für das auch bei dieser neuesten Gesetzesänderung wiederum abgewiesene Wahlrecht der Frauen. Der Kommissionsbericht der zweiten Kammer teilt mit, daß auf Grund vorliegender Petitionen ein Antrag von sozialdemokratischer Seite gestellt war, den Frauen in gleichem Umfange wie den Männern das Gemeinwohlrecht zu gewähren; bei Scheitern sollte es als genügend angesehen werden, wenn der Mann Umlage bezahlt. Die Petitionen gingen aus dem badischen Verein für Frauenwahlrecht, dem Verein Frauenbildung-Frauenstudium Mannheim und vom Verein Rechtschutzstelle für Frauen und Mädchen. Von einem

sozialdemokratischen Kommissionsmitglied wurde die Vertretung des Wahlrechts an die Frauen als ein Gebot der Gerechtigkeit bezeichnet, das auch in der wirtschaftlichen Entwicklung begründet sei. Die Frau müsse sich im Kampf um das tägliche Brot mit den gleichen oder gar noch schlechteren Bedingungen abfinden als der Mann. In Ländern, wo das Gemeinwohlrecht der Frauen festsche, habe sich die Neuerrichtung Baden möge in dieser Beziehung als Musterland im deutschen Reich vorangehen.

Aus dem bürgerlichen Lager wurde unserem Genossen entgegen, die Forderung eines Frauenstimmrechts sei prinzipiell unbegründet; die Frau sei zur Entscheidung nicht reif. Ein anderer bürgerlicher Abgeordneter sah die Gleichberechtigung erst als Abschluß einer langen allmählichen Entwicklung kommen, heute sei die Forderung zweifellos verfrüht. Eine nennenswerte Bewegung für das Frauenstimmrecht gebe es unter den badischen Frauen selbst kaum. Höchstens in den größeren Städten sei eine solche anzutreffen, gar keinen Fuß habe sie auf dem Lande gefaßt, dort wie in den kleineren Städten sei kein Verlangen nach Frauenstimmrecht. Diefelben Ausflüchte gebrauchte auch die Regierung. Wenn sich das Frauenstimmrecht in außerdeutschen Ländern bewährt habe — so klang ihr Lied — beweise das für unsere gänzlich verschiedenen Verhältnisse nichts.

So lebte die Kommission mit 10 gegen 5 Stimmen (Sozialdemokraten und Fortschrittler) den Antrag ab. Bei der Verhandlung über das Gesetz in der zweiten Kammer am 9. Juni 1910 kam die sozialdemokratische Fraktion auf ihre grundsätzliche Forderung des Frauenstimmrechts zurück. Sie beantragte zu § 7a der Städteordnung: „In der dritten Zeile das Wort „männlich“ zu streichen.“ Der Antrag wurde von den Zentrümern, Konservativen und Nationalliberalen abgelehnt.

Achtzig Jahre besteht in Baden das Gemeinwohlrecht, die Frauen aber sind von seinem Besitz noch immer ausgeschlossen. Der bescheidene Anteil, den man ihnen im 20. Jahrhundert eingeräumt hat, erbelt aus diesem Paragraphe:

„Den Kommissionen für das Armenwesen, für Unterrichts- und Erziehungsangelegenheiten, für das öffentliche Gesundheitswesen und für solche Aufgaben, bei denen nach der Art des Gegenstandes die Mitwirkung von Frauen wünschenswert ist, müssen Frauen als Mitglieder angehören; es kann bestimmt werden, daß diesen Kommissionen bis zu einem Viertel der Mitglieder Frauen mit Sitz und Stimme angehören sollen.“

Wie man sieht, haben auch in Baden die Frauen noch so gut wie alles Bürgerrecht zu erkämpfen, nicht bloß im Staat, auch in der Gemeinde. Das muß ein harter Ansporn für sie sein, sich zahlreich und entschlossen um das Banner der Sozialdemokratie zu scharen. Denn die Geschichte zeigt, daß unsere Partei zuerst und bis heute mit der größten Treue die Forderung des vollen Bürgerrechts für das weibliche Geschlecht vertreten hat.

Kleine Nachrichten.

Das Frauenstimmrecht in Newyork. Am 19. März hatten die Staatsenate von Newyork und Neu-Jersey — die ebenso wie die untere Kammer aus direkten Wahlen hervorgegangenen Oberhäuser der Staatsparlamente — über Frauenstimmrechtsvorlagen zu befinden und, wie zu erwarten war, ist die Entscheidung in beiden mittelatlantischen Industriestaaten gegen das Stimmrecht der Frau ausgefallen. Dennoch hatte der 19. März bei näherer Prüfung der Umstände dieser Entscheidungen nichts Entmutigendes für die Freunde des Frauenwahlrechts, wenn auch die insbesondere von den bürgerlichen „Suffragists“ gehegte Hoffnung, nach ihrem überraschenden Triumph in Kalifornien nun den Staat Newyork, den „Empire State“ der Union, im Sturm nehmen zu können, unerfüllt geblieben ist. Im Jerseyer Senat wurde die Frauenstimmrechtsvorlage mit 17 gegen 8 Stimmen abgelehnt, im Newyorker Senat dagegen blieben die einem gleichen Entwurf günstigen Gesetzesgeber gegenüber dem reaktionären Element nur mit 19 gegen 21 Stimmen in der Minderheit und der Senatsbeschluss läßt hier die Möglichkeit offen, daß bereits die nächste Session des Senats sich wieder mit dem Frauenstimmrecht zu beschäftigen hat. In diesem Falle sind die Frauen ihres endgültigen Triumphes im „Empire State“ beinahe gewiß, hat sich doch das Unterhaus bereits mit beträchtlicher Mehrheit für ihre Sache entschieden. Jedenfalls sind sie dem Siege im Staate Newyork noch nie so nahe gekommen, wie am 19. März, trotzdem die Berufspolitikanten beider bürgerlicher Parteiorganisationen — der sogenannten politischen „Maschinen“ — von der Verleugung des Wahlrechts an 1½ Millionen weiblicher Bürger durchaus nichts wissen wollten.

und alle fahren gut dabei, ausgenommen die Arbeiter. Das Regenwetter ist so einfach. Die Arbeiter werden nur mäßig bezahlt von den reichen Bahngesellschaften; dafür werden sie darauf verwiesen, daß die Verpflegung der Arbeiter genug abdecken könne. Sind die Kapatazen anständig, so haben sie noch immer einen sehr ansehnlichen Gewinn aus dieser Quelle; sind sie aber gewissenlos und geldgierig, so können sie glänzende Geschäfte machen an ihren Arbeitern. Fleisch, das Hauptnahrungsmittel, ist so billig! Mattee, Zucker, Reis, Galletas (Hartbrot) und Bidos (Machinenmehl) werden im Großen gekauft und frachtfrei transportiert. Der Koch wird der Quadrilla (Arbeitergruppe) entnommen, also von der Bahngesellschaft bezahlt. Wenn der geschäftsführende Kapataz (die weiteren Arbeiter sind nur besserbezahlte Arbeiter), seine Leute gut verpflegt, so kommt ihm ein Mann pro Tag auf höchstens 30 Cents zu stehen. Verdienst pro Mann mehr als 20 Centavos, bei einer Quadrilla von 60 Mann 12 Pesos Verdienst außer dem Lohn. Dazu kommt noch der Händlergewinn aus Tabak, Bachshölzern, Kerzen, Seife, Wäsche und vor allem aus Wein und Cava (Mischbranntwein). Aber so anständig, ein reichliches und gutes Essen zu geben, ist nicht der zehnte Arbeiter. Auch unsere gehörte nicht zu der guten Sorte. Der Morgenmattee war zu schwach und zu wenig süß, das Fleisch nicht frisch, Reis und Nudeln öfters dumpfig. Billig zusammengekauftes Zeug. Machten wir Vorhaltungen, so verächtlichen Kapataz, Schreiber und Koch, daß alles frisch und gut gekauft werde.

Und so kam die Unzufriedenheit. Während der Arbeit murrte es von einem hungrigen Magen zum anderen, flogen die Berechnungen, wie viel aus uns herausgepreßt werde, von Mund zu Mund. Kam der Kapataz, so verstimmt die meisten. Ihr Knechtsinn war noch übermächtig. Aber der Sunner ist nicht nur der beste Koch, sondern er ist auch der beste Revolutionär. Er froh in allen Eingeweiden umher, er traf in jedem und hekte und wühlte in uns allen, auch in den Dummsten, bis er haßerfüllt auf den Kapataz schaute, wo der Kapataz und seine Kreaturen reichliche Extraktos schmaritzten. Und bald flatterte das Wort Streik auf.

Bei meiner Gruppe, ich arbeitete mit einigen sehr energischen Norditalianern, wurde es zuerst ausgesprochen: „Wenn wir nicht anständiges Essen bekommen, wird alles stillgelegt.“

Zu lachte: „Ja, wenn wir lauter Norditaliener oder Deutsche wären! Aber so? Was können wir mit den Neapolitanern anfangen? Das sind doch keine Männer!“

Die müssen mit, sonst . . .
Und meine Kameraden erzwangen es. Bald raunte man in jedem Zelt von Arbeitseinstellung, von Gewalt gegen Kapataz und Anführer, aber auch gegen jeden, der nicht freiwillig mitun wurde. Und nach jedem schlechten Frühstück, nach jedem Mittagessen wurde die Stimmung schärfer.

Zu riet ab. Man werde uns, im besten Falle, abschieben und andere Arbeiter kommen lassen. Buenos-Aires ist voll mit Arbeitslosen, die nichts wissen von Solidarität, die, selbst wenn sie es wüßten, kommen würden, um endlich Arbeit zu finden. Ein Piemontese schlug sich drohnend an die Brust. Er habe in der Paseo de Julio so viele Bekannte, daß er jeden Zugang verhindern könne. Und auf alle Fälle müsse man den Blutsauger einen Deutzettel geben. Zu stellte ihnen vor, daß ein Streik, geführt von Unorganisierten, hinter denen niemand stehe, unmöglich Erfolg haben könne.

„Wir sind nicht in Europa,“ bedeutete mir ein Anarchist. „Wollten wir auf eine Organisation warten, so dürften wir noch lange nicht streiken!“

So gab ich mich denn zufrieden. Sehr schlimm würde ja die Sache auch nicht werden. Wir würden eben einfach fort müssen und anderswo aufs neue anfangen. Und nun wurde der Kringsplan entworfen.

Der nächste Morgen brachte uns kein besseres Frühstück als die vorhergehenden. Einer der Piemontesen ging zum Kapataz, schüttete ihm die Brüste vor die Füße und sagte: „Das ist der letzte schlechte Mattee, den wir uns von euch gefallen lassen!“ Wohlachend darauf der Kapataz:

„Mach dir's anders, mein Junge.“ — „Gut, wie Sie wollen! Gehen wir wieder an die Arbeit, Companeros!“

Und die Tagesarbeit wurde fortgesetzt; bald waren wie sonst die Schienen aufgerissen, die alten gußeisernen Schwellen lagen unten am Bahnkörper. . . . Aber nicht wie sonst wurden die neuen Quebradohohlschwellen aufgelegt und die Schienen notdürftig festgenagelt, damit der Zug passieren könne. Als der letzte Teil unserer Tagesstrecke vorbereitet war, ertönte ein Pfiff und alles worf Hade oder Schanfel, Hebebaum oder Brechstange zu Boden. Die Arbeit war eingestellt. . . .

Der Kapataz müdete erst und brüllte wie ein Wahnsinniger; in wenigen Viertelstunden sollte der Zug passieren. Er drohte uns mit Schießen, mit Militär und Kerker. Wir lachten. Nur einige ungeschickte Heißsporne schimpften zurück und zückten theatralisch Messer und Revolver. Als er sich etwas erholt hatte von dem ersten Schreden, begann er zu verhandeln: „Was wir eigentlich wollten?“

Keinen süßen Mattee, frisches Fleisch, unverdorrene Zutaten. Und das Essen um 10 Centavos billiger: „Sie verdienen auch dann noch genug an uns!“ Der Kapataz sah ein, daß er werde nachgeben müssen, denn die Zugzeit rückte immer näher: „Ich bewillige euch alles, geht nur an die Arbeit!“

„Nichts da, wir glauben Euch kein Wort mehr. Erst muß alles abgemacht und unterschrieben sein, ehe wir wieder anfangen!“

„Bis zum Lager ist's eine halbe Stunde, und derweil kommt der Zug . . .“

„Freilich kommt der Zug,“ frohlockten wir, „aber nur bis an die Stelle, die wir ihm bezeichnet haben; dann hält er. Und hinter ihm alle späteren, ehe wir nicht unser Recht haben.“

Er seufzte schwer: „So kommt denn mit!“

An den beiden Enden der Arbeitsstrecke wurden rote Fahnen gesteckt, und dann ging's fort ins Lager; nur eine Wache blieb zurück. Während des Weges aber schon schien mir der Kapataz seinen Herzensfrieden vollständig wiedergefunden zu haben. Das gefiel mir nicht. . . .

Die Verhandlungen wickelten sich erst ziemlich glatt ab, er bewilligte alles, was wir forderten. Nur von weniger für's Essen zahlen wollte er absolut nichts wissen. Das sei Sache der Bahngesellschaft. Aber gerade darauf bestanden wir.

„Zu will euch etwas sagen, Jungens, teilen wir. Ihr geht statt zehn fünf Cents weniger. Billiger kann ich es nicht tun. Ich riet, anzunehmen, weil ja doch nicht mehr zu erzielen sein werde. Und das dachte ich mir aber wohlweislich bloß weil ja doch das Ganze nur sehr kurze Zeit gelten würde. Die Genossen waren denn auch alle froh über den schnellen Sieg, und so wurde der Handel bald abgeschlossen. Die alten Vorräte, darauf bestanden wir, mußten vernichtet und neue gute sofort aus der Station herbeigeschafft werden. Auch darin gab er nach; aber es fiel ihm am schwersten. . . . Und nach der Verbrennungszeremonie fuhren der Kapataz und einige Arbeiter auf der Draisine, um neu einzukaufen. An diesem Tage wurde nur so viel gearbeitet, daß die Züge langsam passieren konnten. Dann wurde gefestert, und ein fröhliches Bölkchen verstreute sich über die herbstlich braune Pampa. An jenem Tage wurde viel Wild niedergeknallt und manches Nutria, manches Gürteltier gefangen. Und abends gab es dann so manchen guten Speißbraten, gewürzt mit dem kräftigen argentinischen Wein, und wilde Freiheitslieder klangen hinüber zu dem Wagen des Kapataz, der mit seinen Arbeitern in merkwürdig guter Laune beisammen saß.

Und am nächsten Morgen arbeiteten wir wieder wie immer. Und wie immer schimpfte der Kapataz und schrien die Vorarbeiter; alles war wie sonst. Nur das Essen war wirklich bedeutend besser. Also doch ein Erfolg?

Aber das dicke Ende kam noch. Vier Tage später war Auszahlung. Und als der Panzerwagen des Zahlbeamten herankam, sahen wir, daß aus ihm die Gewehrläufe von einem Duzend Polizeisoldaten blinkten. Zu wußte schon, was kommen würde. Nach der Auszahlung wurden wir alle zusammengerufen und der Polizeikommissar teilte uns mit, daß wir alle sofort das Lager zu verlassen hätten. In der Station wartete ein Lastzug auf uns, der uns nach

der nächsten Stadt bringen würde. Dort würden wir schon erfahren, was es heiße, Revolution zu machen. Da hatten wir's. Also deshalb hatte der Kapataz so lange beim Stationsvorstand gesteckt, als er einkaufen gewesen war.

Aber da war nichts mehr zu machen. Und während wir nach der Station eskortiert wurden, kamen schon die Neuen. Rauter Leute, denen man ansah, daß sie noch vor kurzer Zeit in irgend einem dunklen Winkel uneres alten Europa vegetiert hatten. Bosniaken, Dalmatiner, Russen, Ruthenen; „Neue Emigration“ heißt der Gaucho diese Leute, weil sie erst seit wenigen Jahren nach Argentinien exportiert werden. Arme Teufel, die alles mit sich machen lassen, weil sie kein Wort Spanisch verstehen und zu Hause in noch viel ärgeren Verhältnissen gelebt haben, als die sind, in die sie nun getrieben werden. . . .

Wir aber, die Sieger, schritten der Station entgegen. Um die Wahrheit zu sagen, mich ich damit schließen, daß kein Zug für uns bereit stand und daß sich die löbliche Polizei um uns, als wir den Bahnhof erreicht hatten, überhaupt nicht mehr kümmerte. Wer also Sehnsucht nach der Stadt hatte, konnte fahren, freilich aber mit bezahlter Karte. Zu zog es vor, das nicht zu tun, und hatte schon am nächsten Tage in der Nähe von Bonifazio Arbeit gefunden, diesmal als — Hauslehrer bei einer deutsch-russischen Farmerfamilie.

Allelei.

Was der Zeitungsleser alles glaubt. In einer Untersuchung, die Professor Ed. Engel „zur Psychologie des Zeitungslesers“ im Novemberheft des „Türmer“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer) veröffentlicht, findet der Schriftsteller als das Hauptmerkmal des Zeitungslesers: er glaubt alles und — versteht alles.

Für die erste Tatsache werden einige beredete Beispiele angeführt. Im Jahre 1869 brachte die „Elberfelder Zeitung“, damals unter der Redaction von Paul Lindau, durch ein drolliges Mißgeschick in der Druckerei an der Spitze des Blattes folgende Nachricht: „Wie wir aus unbedingt zuverlässiger Quelle erfahren, wird der Bundeskanzler Graf Bismarck demnächst beim Bundesrat die Einführung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechts für den Norddeutschen Reichstag beantragen.“ Zu spät wurde der ungläubliche Aufsatz, den die Druckerei begangen hatte, entdeckt: ein Manuskriptzettel aus dem Jahre 1868 war liegen geblieben und aus Versehen in die Schere geraten. Paul Lindau wollte sogleich eine neue Nummer drucken lassen, indessen der in der Psychologie des Zeitungslesers erfahrene Chefredakteur tröstete ihn: Warten wir's doch erst ab! Und siehe da, am nächsten Tage brachten fast sämtliche deutsche Zeitungen ohne ein Wort des Zweifel oder der Kritik jene Meldung der „Elberfelder Zeitung“ — im Jahre 1869, als es schon seit zwei Jahren einen auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechts gewählten Reichstag des Norddeutschen Bundes gab! Und von keinem einzigen Leser war irgend eine Zuschrift mit Zweifeln an der Richtigkeit jener Meldung eingegangen.

Im Anfang der sechziger Jahre lief eine Meldung des Wolffschen Telegraphenbureaus durch die ganze deutsche Presse, monach Napoleon III. in einer Ansprache an den Kammerpräsidenten gesagt hatte: „Die Gefangenschaft der heiligen Helena hat das zweite Kaiserreich an seinem Erfolge nicht gehindert.“ — Die Gefangenschaft der heiligen Helena war die Uebersetzung von „la captivité de Sainte-Hélène“. Keinem Leser kam ein Zweifel an dem geschichtlichen Zusammenhang zwischen der heiligen Helena oder gar ihrer den Geschichtsschreibern unbekanntem Gefangenschaft und dem zweiten Kaiserreich unter Napoleon III.

Vor einiger Zeit wußten die Zeitungen von Theatervorstellungen in Konstantinopel in Gegenwart des Sultans zu erzählen, bei denen Seine Majestät der Beherrscher der Gläubigen von seiner Badewanne aus zugehört hätte. Vielleicht fanden manche Leute das seltsam; indessen Sultane sind ja anders als andere Menschen, und — am nächsten Tage ist ja doch alles vergessen. Für Badewanne hatte in der französischen Depesche „baignoir“ gestanden; nun kann man weder von jedem Beamten der großen Telegraphenbureaus noch von jedem Zeitungsredakteur, nun gar von jedem Zeitungsleser verlangen, daß er wisse, „baignoir“ bedeute sowohl Badewanne wie auch Theaterloge.

Daß ein deutscher Zeitungsleser während des Burenkrieges den geringsten Anstoß genommen an den wiederholten Zeitungs-meldungen, die etwa so lauteten: „Aus Kronstadt wird gemeldet, daß sich gestern abermals drei holländische Minister in

das Lager Vothaß begeben haben, um im Interesse des Friedens zu vermitteln? Man kann unmöglich von dem Zeitungsleser verlangen, daß er einen so ermüdenden Aufwand eigener Gedankenfertigkeit treibe, sich zu fragen: Wie kommt es einmal drei holländische Minister nach Südafrika? Die holländischen Minister waren die Uebersetzung von „dutch ministers“ (holländische Geistliche aus der Kapkolonie) in der englischen Depesche.

Vor etwas mehr als zehn Jahren erregte es bei den deutschen Zeitungslesern die tiefste sittliche Empörung über die schändliche Barbarei der englischen Kriegsführung, als man in einer antiken Depesche von Lord Roberts las: „An dem letzten Gefecht hat sich auch das Regiment „Schwarze Wache“ tapfer beteiligt.“ An allen deutschen Stammtischen und wo sonst Kanegieker zur unblutigen Kriegsführung zusammenkamen, wurde England gebührend verflucht. Die Zeitungen aber schrieben: Hier haben wir endlich das amtliche Eingeständnis der sonst von dem heuchlerischen England stets bestrittenen Tatsache, daß sie zu ihrer schändlichen Kriegsführung gegen die Buren auch Schwarze verwendeten. — Daß es ein schottisches Regiment „Black Watch“ gibt, braucht allerdings weder eine Redaktion noch ein Zeitungsleser zu wissen; von einem großen Telegraphenbureau konnte man diese Kenntnis schon verlangen. Ich bin überzeugt, daß während des Krieges von 1870 die französischen Zeitungen ihren Lesern mit derselben Seelenverfassung dieselbe Empörung über die Barbarei der Deutschen eingeleßt haben, die sich nicht entblödeten, ein ganzes Regiment Schwarzer Husaren — von Danzig — gegen Franzosen kämpfen zu lassen. . . .

Soweit der Mitarbeiter des „Türmer“. Wir wollen aber vor allem daran erinnern, wie im „Vorwärts“ einmal die ganze große bürgerliche Presse Deutschlands in der blamabelsten Weise hineingelegt wurde. 1843 gab F. C. Bernays seine „Schaudeutschichten zur Charakteristik des deutschen Censoren- und Redactorenpacks“ heraus. Er hatte gewettet, er werde den Redactoren der ganzen weltlichen Presse „fünfzig Stück von den alternativen Erfindungen und Lügen“ besonders byzantinischer Art aufhängen, und er gewann die Wette glänzend. „Königliche Zeitung“, „Hamburger Correspondent“, „Magdeburger Zeitung“, „Kreuzische Staatszeitung“ und zahllose andere — alle fielen auf die blödsinnigsten Fohrnachrichten und dergleichen prompt herein. Zweifellos würde ein ähnlicher Versuch heute noch viel mehr Erfolg haben.

Juristendeutsch. Der Untersuchungsrichter beim Landgericht Düsseldorf leistet sich, wie in Nr. 3955 des „Deutschen Jahrbuchablatte“ zu lesen ist, folgendes Sakungeschehen: Der Fleischtransporteur Henry Wolters ist zur Untersuchungshaft zu bringen, weil er dringend verdächtig ist, zu Ratingen am 4. 3. 12. gemeinschaftlich mit dem jetzt in Untersuchungshaft sitzenden Schreiner Theodor Eggert mit Gewalt gegen eine Person fremde bewegliche Sachen einem anderen in der Absicht weggenommen zu haben, sich dieselben rechtswidrig anzueignen und zwar auf einer Strafe, indem sie den Vorarbeiter Johann Junter, den sie in einer Wirtschaft kennen gelernt, der für sie Bier bezahlt und bei dem sie einen größeren Gelddbetrag gesehen hatten, von der Wirtschaft Quering in Edamp ein Stück nach seiner Arbeitsstelle an der Volkardstraße in Edamp begleiteten, indem dann auf diesem Wege in der Nähe des Bahnübergangs auf der Rotherstraße in Ratingen Wolters den Junter plötzlich anpakte und festhielt, während Eggert ihm aus seiner Gefäßtasche seine Barthschaft im Gesamtbetrag von ungefähr 46 Mark in Zwei-, Drei- und Fünfmarkstücken herausnahm, worauf beide wegliefen. — Verbrechen gegen §§ 249, 250 Ziffer 3, 256, 47 St.G.B. — und weil ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet und daher Fluchtverdacht gesetzlich begründet ist.“

Für unsere Frauen.

Das Frauenrecht im badischen Kommunalwahlrecht.

(Adolf Ged, Landtagsabgeordneter.)

In wenigen Jahren darf das Großherzogtum Baden, das von Napoleonsknaben geschaffen wurde, das hundertjährige Bestehen seines konstitutionellen Lebens feiern. Die Gemeinden und Städte aber bekamen ihre Selbstverwaltung nach dem Grundgesetz der Bürgergemeinde erst vom Landtag 1831. Diese neue Ordnung wurde durch lange, schwere Kämpfe der jungen bürgerlichen Gesellschaft mit dem Staate und den Feudalherren erstritten. Wenn wir v. Heflein und Josef Anton Rittermaier nennen, die an der Spitze der siegreichen Kammermehrheit standen, so bürgen Rate und Berichtserhalter der gesetzlichen Neuerung schon dafür, daß die badische Gemeindeordnung von 1831 eine für jene Zeit bedeutende Er-